

LLANFAIRPWLLGWYNGYLLGOGERYCHWYRNDROB- WLLLANTYSILIOGOGOGOCH INTERVIEW MIT HENNING SCHÖTTKE VON BURKHARD IHME



Plakat für
das musicu-
lum, eine
Kieler
Lern- und
Experimentier-
werkstatt für
Kinder und
Jugendliche

COMIC!: Gerade ist mit «Invidias Gesetze» dein fünfter Roman erschienen. Wie ich deiner Website entnehmen konnte (obwohl du seit 20 Jahren **ICOM**-Mitglied bist, haben wir uns – soweit ich mich erinnere – nie getroffen), schreibst du seit 1979 bzw. 2000 (je nachdem, welcher Aussage man Glauben schenken will) Romane. Deine erste Comic-Veröffentlichung, «Die Abenteuer der Kannibalin Latona ... und des Mannes, den sie Utumba nennt», erschien 1983 im Semmel Verlag und hatte über 100 Seiten. War das etwa ein Comic-Roman (was man heute ja Graphic Novel nennt)? Und ist das wirklich der offizielle Titel (auf dem Cover steht das nicht in derart vollendeter Pracht)?

Henning Schöttke: Ja, das war eine lange Comicgeschichte, die eigentlich noch weitergehen sollte. Und interessante Frage – es ist so lange her ... Ich glaube, der offizielle Titel war nur «Latona». Wir haben uns übrigens schon getroffen. Das muß etwa 1994 gewesen sein. Bei einem der Köpenicker Karikaturensommer. Da gab's hinterher ein Treffen in einer Kneipe. Und da haben wir uns eine ganze Weile unterhalten.

COMIC!: Jetzt, wo du's sagst, erinnere ich mich sehr dunkel. Das war dann 1995, während der Verhüllung des Reichstags durch Christo und Jeanne-Claude. Zurück zu «Latona»: Was hat dich von der Weiterführung



Völkern rund um die Erde weiß, mische ich durchaus, wenn die Geschichte es verlangt. An welchem Ort die Geschichte spielt, lasse ich immer offen. Irgenwo im Dschungel.

Henning Schöttke
(Foto: Gertje König)

So bin ich auch zum Schreiben gekommen. Ich hatte einen Essay eines amerikanischen Anthropologen gelesen, der über Kolonialismus und die Legenden kolonisierter Völker schrieb. Eine dieser Legenden nahm ich zum Ausgangspunkt kleiner Kurzgeschichten, die ich zunächst nur für mich schrieb – und die sich dann zu einem Roman verdichteten.

Bei meinen Lesungen höre ich oft, daß ich sehr bildhaft schreiben würde. Das kommt sicher durchs

abgehalten? Die Pleite des Semmel Verlags (1993) war es ja wohl nicht.

Henning Schöttke: Ich hatte das zweite Buch zu etwa einem Drittel fertig, als ich mich mit dem Verlag wegen einer Weiterführung traf. Wenn ich mich recht erinnere, waren ihnen die Verkaufszahlen des ersten Buches nicht gut genug. Dann kam ja auch sehr schnell «Flohbus» ins Spiel, so daß ich mich mit Latona nicht weiter beschäftigt habe.

COMIC!: Du beschäftigst dich seit deiner Jugend mit Ethnologie. Kann man daraus schließen, daß «Latona» auch wissenschaftlichen Ansprüchen standhält?

Henning Schöttke: Kommt drauf an, welche Maßstäbe man anlegt. Ich habe diese Themen auch in anderem Zusammenhang bearbeitet. Was ich von indigenen



Comiczeichnen. Überhaupt kann ich viele der beim Zeichnen erworbenen Fertigkeiten beim Schreiben nutzen. Den Aufbau von Geschichten, Humor und natürlich kurze knackige Dialoge.

«Flohbus:
Kraul mich»
(Rowohlt
Tomate,
1986)

COMIC!: Und was ist der weiter oben erwähnte «Flohbus»?

Henning Schöttke: Eine Katze, die ein Bus für Flöhe ist. Zum Beispiel an einem Tischbein, der ersten Haltestelle, steigen die Flöhe ein – am Hosenbein eines Menschen steigen sie wieder aus. Ich mochte beson-

Die
Kannibalin
Latona
(1983)

1988 bis
1990
erschien
«Flohbus» als
Strip in ver-
schiedenen
Zeitungen



ders, daß der Name Flohbus sich so anhört, als wäre er von einem Fremdwort abgeleitet.

Analog zum Wort Globus ist daher die Mehrzahl nicht «Flohbusse», sondern «Flohben». «Flohbus» schaffte es immerhin in die TAZ und ein paar regionale und überregionale Blätter. Bei Rowohlt erschien dann ein Buch. Wie ich erst viele Jahre später erfuhr, gaben daraufhin Fans der «Lindenstraße» in einer Internet-Fan-Gruppe einer Figur den Spitznamen Flohbus, und dies wurde dann von den Machern auch in die Serie übernommen.

COMIC!: Unsere beliebte Standardfrage: Wie bist du zum Comiczeichnen gekommen? Was war die prägende Lektüre, wie wurden Comics in deinem sozialen Umfeld gewürdigt?

Henning Schöttke: Wie bei vielen anderen Künstlern zeigte sich meine Liebe zur Kunst und eine gewisse Grundbegabung schon vor der Schule. Ich habe damals lange bei meinen Großeltern gelebt. Deren Nachbarn hatten ein kleines Baugeschäft, und die Arbeiter kamen dort immer mittags zum Essen. Dann wurde gesagt: «Henning hat ein neues Bild gemalt» oder «Henning kann ein neues Lied.» Dann wurden meine Bilder rumgezeigt, oder ich habe «Alle meine Entchen» gesungen, und alle haben geklatscht.

Meine Eltern hatten ein Klavier, darauf habe ich früh gespielt und sogar schon Kompositionsversuche unternommen. Aber das war nur ein Aneinanderreihen von Noten, ohne daß ich irgendetwas davon verstanden hätte. Als Fünfjähriger war noch keine Kunstrichtung vorrangig. Ich hatte nur einfach ganz früh den Wunsch, «Künstler» zu werden. Ich wollte immer etwas selbst machen. Unter dem Eindruck von Jerry Cotton schrieb ich mit zehn oder elf die ersten Seiten eines Krimis. Er begann mit den Worten: «Der bläuliche Lauf des Revolvers schimmerte matt in der Abendsonne ...»

Dann kamen die Beatles, und ich wollte Musiker werden. Spielte ab vierzehn in ersten Bands, und in der Menge der Lieder, die ich damals komponierte, gibt es durchaus zwei oder drei, die auch heute noch meinen musikalischen Ansprüchen genügen. Auch wenn ich in den Bands derjenige mit der meisten musikalischen Initiative war, widerstrebte es mir immer, eine Art «Bandchef» zu sein.

Viele, viele Jahre später jobbte ich während meines Studiums in einem Copyladen. Dort brauchte man Werbung für Flyer, und die habe dann ich gezeichnet. Das waren meine ersten «richtigen» Comics. Ein Mitarbeiter des Copyladens ging zur Zeitschrift SEGELN, und man fragte an, ob ich eine Serie entwickeln könnte. Damals konnte ich nur Figuren zeichnen, die nach links gucken, und auch keine Hände. Aber ich hatte

1981 bis
1989
zierte diese
Zeichnung
die Rück-
seite der
kunstvoll
gefalteten
Speisekarte





immer zu allem Ideen. Als sich meine Zeichenfähigkeit verbesserte, merkte ich bald, daß zu mir diese Kunst besser paßte. Alleine vor mich hin zu wursteln, statt in einer Band zu sein.

COMIC!: Stichwort «Llanfairpwllgwyngyllgogerychwyrndrobwlllantysiliogogoch» (Copy&Paste sei Dank!): Was gibt es dazu zu erzählen?

Henning Schöttke: 1981 habe ich in Kiel eine Szenekneipe aufgemacht. Zunächst in einem Kollektiv, mit meinem Bruder und zwei Freunden. Die Namensidee Llanfair... hatte mein Bruder, der viel in Schottland und Wales rumgereist war. Als er den Namen vorschlug, traf das sofort meine Lust am Blödsinn, am Ungewöhnlichen und Skurrilen. Mein Bruder wurde krank, und die beiden Freunde sprangen ab. So war ich dann mit einem Mal Kneipenwirt. Zugleich war ich Vater geworden. Das war eine harte Zeit: ab Mittag bis etwa 17 Uhr

habe ich gezeichnet und anschließend bis nachts um 3 Uhr Kneipe gemacht. An sechs Tagen die Woche. Aber ich habe durch die Kneipe auch diverse Kontakte bekommen, die mir noch heute nutzen. Und den Namen muß ich auch hin und wieder mal aussprechen.

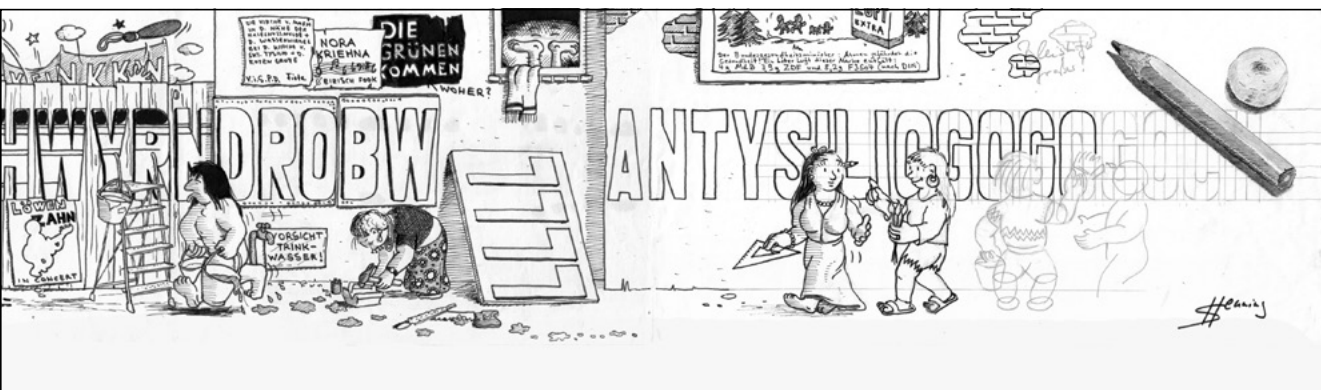
Ein Roman über die Macht der Kunst (2017), Titelbild: Özlem Kögel

COMIC!: Das COMIC!-Jahrbuch 2016 hatte das Schwerpunktthema «Comics und Musik», leider ohne dich (und einige andere, von deren musikalischem Wirken ich erst nach Erscheinen erfuhr) zu erwähnen. Du hast Mathematik und Musik auf Lehramt studiert. Was hätte unbedingt in diesem Artikel über dich stehen müssen?

Henning Schöttke: Natürlich fällt es mir durchs Musikmachen leicht, Menschen zu zeichnen, die ein Instrument spielen oder tanzen. Und generell gilt, daß sich bei mir alle Künste überschneiden. Aber darüber hinaus gibt es keine besondere Verbindung zwischen Comic und Musik. Eine starke Verbindung gab es aber durch das Lehramtsstudium. Ich habe viele Jahre Comics für Schulbücher gezeichnet und auch die vorgegebenen Comictexte bearbeitet. Da kam mit mein Studium sehr zugute.

COMIC!: Und gab es neben dem Studenten auf Lehramt im Fach Musik auch den ausübenden Musiker Henning Schöttke?

Henning Schöttke: Musik war die erste Kunst, die ich ausdauernd und in verschiedenen Bands betrieben habe. Als dann das Comiczeichnen anfang, habe ich von da an nur noch privat Musik gemacht. Aber ich habe die ganzen Jahre weiterhin komponiert. Selten ganze Songs, oft nur Refrains oder irgendwelche Musikschnipsel. In meinem vierten Roman «Superbias Lied» steht eine Rockmusikerin im Zentrum, und am Ende des Buches ist ein Song von ihr mit Noten und Text abgedruckt. Da kam jemand auf die Idee, diesen Song könnte ich doch bei meinen Lesungen von einer Band spielen lassen. Und so bin ich jetzt tatsächlich auch ein bißchen in die Musikszene reingerutscht.

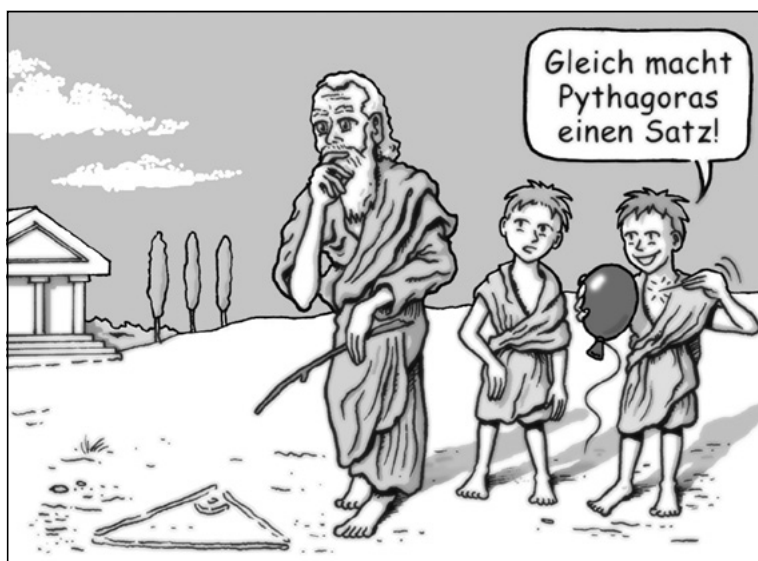


«Motte und Lazy»
im «Regelheft Grammatik»
(Studienkreis, 2006)



COMIC!: Und die Band macht das kostenlos und hat dann gerade Zeit? Oder haben Buchhandlungen einen so großen Etat?

Thema hängengeblieben (ich hab' mal Cartoons für ein Buch über Bungee Jumping gemacht und weiß rein gar nichts darüber)?



So macht Geometrie Spaß!
(Langenscheidt-Mentor, 2008)

Henning Schöttke: Das ist mein Freund Eddy mit seiner Band «Eddy Monrow». In der vollen Besetzung mit fünf Personen haben sie es nur bei besonderen Lesungsorten gemacht, zum Beispiel im Kieler Literaturhaus oder im Kieler «Club 68» (bekannt aus den «Werner»-Comics). Und gelegentlich hat mich Eddy alleine begleitet. Ich revanchiere mich dann zum Beispiel dadurch, daß ich sie, sofern es paßt, mit meiner Kunst unterstütze.

COMIC!: Wie auf www.henning-schoettke.de nachzulesen ist, war deine erste Comicpublikation in der Zeitschrift SEGELN. Was und wie lange hast du da gemacht? Was ist von deiner Beschäftigung mit dem

Henning Schöttke: Da ich nicht segele, ist davon so gut wie nichts hängengeblieben. Aber die Art der Recherche, die ich damals betrieben habe, habe ich beibehalten. Wann immer es beim Zeichnen oder Schreiben um ein spezielles Thema geht, recherchiere ich ausführlich. Dabei empfinde ich das keinesfalls anstrengend. Es macht mir Spaß, mich mit Themen zu beschäftigen, mit denen ich sonst nichts zu tun habe.

COMIC!: Du hast erwähnt, daß du Comics für Schulbücher gezeichnet hast. Wie kam es dazu?

Henning Schöttke: Zwei Stammgäste meiner Kneipe Llanfair... waren Lehrer im Studienkreis, das ist eine Nachhilfeorganisation. Sie vermittelten mir den Kontakt zum Studienkreis. Der begann Ende der Achtziger eigenes Lehrmaterial zu erstellen und wollte es mit Comics illustrieren.

COMIC!: Waren das hauptsächlich Illustrationen im «Comicstil» oder tatsächlich enge Bildfolgen?

Henning Schöttke: Da gab es die Figuren Motte und Lazy, ein Mädchen und einen Jungen. In drei verschiedenen Altersstufen: Grundschule, Mittelstufe und Oberstufe. Etwa die Hälfte umfaßte Comics von drei bis acht Bildern. Die Texte der Sprechblasen wurden vorgegeben, für die Inhalte Mathe, Deutsch und Englisch. Ich machte diese Texte dann jugend- beziehungsweise kindgerecht und baute Wortwitze und andere lustige Situationen ein. Und ich habe durch diese Comics eine riesige innere Bibliothek: Ich habe so gut wie jedes Tier

gezeichnet, Pflanzen, Früchte, Werkzeuge, Märchen, Redensarten, aber auch skurrile Dinge wie Spaghetti essende Toaster.

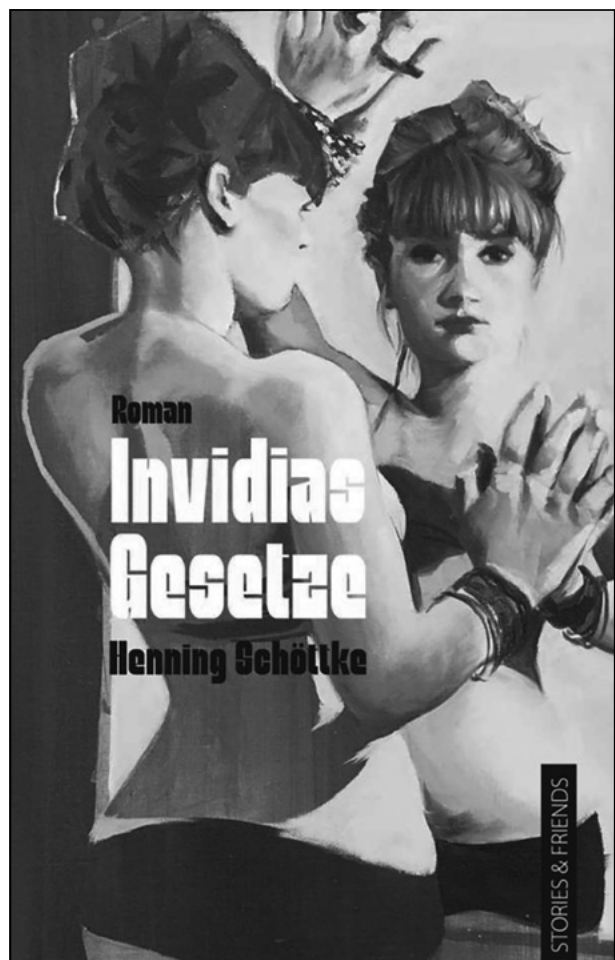
COMIC!: Wurden die Bücher an staatlichen Schulen im Unterricht eingesetzt? Dort gibt es ja ein Lernmittelverzeichnis, in das vermutlich nicht alle neu erscheinenden Schulbücher aufgenommen werden.

Henning Schöttke: Das nicht. Ich zeichnete immer nur für Bücher und Hefte, die die Schüler zum regulären Material zusätzlich erwerben konnten. Über den Studienkreis kam ich später auch zu Langenscheidt-Mentor. Alles in allem waren das weit über 100 Schulbücher.

COMIC!: Und wie penibel bist du bei den Recherchen? Mußt du dann alles über das Thema wissen? Es gibt ja die Geschichte von Edgar P. Jacobs, der ein halbes Jahr

mehrere Tage New York mit Google-Street-View angesehen. Und dazu auch diverse, von Touristen gedrehte YouTube-Videos angeguckt. Für eine Geburtsszene aus Sicht der gebärenden Frau habe ich ausführlich mit zwei Hebammen gesprochen. Und von **Brigitte.de** und anderen Foren, in denen sich Frauen über ihre bevorstehenden und zurückliegenden Geburten unterhalten, habe ich mir seitenweise Material zusammengestellt. So ist mir die Szene offenbar sehr intensiv gelungen. Bei Lesungen dieser Geburtsszene werde ich jedenfalls jedes Mal hinterher von Frauen gefragt: «Wie schafft man es als Mann, so etwas so zu schreiben?»

Aus einem Lehrbuch für angehende Kindergärtner (2015)



COMIC!: Du hast bisher fünf Romane geschrieben. Sind die im selben Genre oder in der gleichen literarischen Welt angesiedelt, hast du einen festen Stamm von Handlungsträgern?

Henning Schöttke: Die Romane fußen auf den Todsünden. Aber nicht im religiösen Kontext, sondern in dem kulturellen Zusammenhang, der der jeweiligen «Sünde» zugrundeliegt. Die Todsünde «Gula», die Völlerei, zum Beispiel hat als Grundlage, daß die Menschen essen müssen. Daher handelt mein Roman «Gulas Menü» vom Essen. Jeder Roman ist abgeschlossen und erzählt eine Lebensgeschichte, beginnt etwa 1960 und führt bis in die Jetztzeit. Das Besondere an der Reihe aber ist, daß alle Romane einander berühren. Viele Haupt- und Nebenfiguren oder Situationen eines Romans tauchen in anderen Romanen wieder auf. In einer Nebenhandlung gehen zum Beispiel ein paar jugendliche Rowdys bei Rot über eine Ampel. Ein BMW-Fahrer muß bremsen, es kommt zu wüsten Beschimpfungen. In meinem aktuellen Roman «Invidias Gesetze» liest man dann, daß der Autofahrer durch die Verzögerung auf eine Person trifft, die er seit Monaten sucht. Erst in den letzten Jahren ist mir bewußt geworden, daß das Thema Zufall oder Schicksal einen großen Teil meiner Arbeiten durchzieht.

Ein Roman über die Macht des Rechts (2019), Titelbild: Özlem Kögel

nicht an «Blake und Mortimer» weiterarbeitete, weil er nicht rausbekam, wie ein Hydrant in Japan aussieht.

Henning Schöttke: Ich empfinde Recherchen nicht als notwendiges Übel, sondern recherchiere sehr gern. Für ein Romankapitel, das in New York spielt, habe ich



Eines der ersten sogenannten Junket-Mails (1999)

COMIC!: Ist dann mit sieben Romanen und sieben Todsünden der Zyklus abgeschlossen, und du fängst was völlig Neues an?

Henning Schöttke: Mit dem siebten Buch ist der Zyklus abgeschlossen. Ich habe mittlerweile das Glück, daß von außen Buchprojekte an mich herangetragen werden. Das sind Gelegenheiten, auf die ich jahrzehntelang gewartet habe: Ich beteilige mich an einer Krimianthologie, «Mörderische Kieler Förde». Mit der Krimiautorin Cornelia Leymann, die einen sehr witzigen Stil hat, schreibe ich im Autorentduo. Und drittens bin ich eine Art «Ghostwriter» für Gerd Hausotto, der in seiner Sendung «Lass mal schnacken» seit Jahren Interviews mit Prominenten aus dem Norden macht. Etwa 50 davon möchte er zu einem Buch zusammenfassen. Und auch hier schließt sich für mich wieder ein Kreis, da ich zu jedem der Prominenten eine Bleistiftzeichnung mache.

COMIC!: Zu deinem ersten Buch «Gulas Menü» gab es auch ein Geschenkset, bestehend aus Buch, einem Rubik-Zauberwürfel und einer Tasche. Wer hatte die Idee dazu? Und gibt es heute keine Geschenksets mehr?

Henning Schöttke: Die Idee kam von meiner Verlegerin, und das war eine einmalige Sache.

COMIC!: Wieviel Eigeninitiative und wieviel Zufall stecken hinter deiner Zeichnerlaufbahn? Anscheinend bist du ja auch immer wieder gefragt worden ...

Henning Schöttke: Ich habe in den Jahren wenigstens 1.000 Bewerbungsbriefe geschrieben. Vor allem in der Zeit, als es noch keine E-Mail gab und dann «Flohbus» oder andere Serien fotokopiert werden mußten. Dabei schätze ich, daß höchstens 5 Prozent meiner Aufträge durch solche Bewerbungen zustande kamen. Alle anderen ergaben sich entweder dadurch, daß Auftraggeber, die mich bereits kannten, mich weiterempfohlen. Oder ich wurde von Freunden vermittelt. Etwa 1997 gründete ich das Internet-Satiremagazin **IMHO**. Ein lustiges Detail: Ich hatte dafür eine Redaktion mit mehreren anderen Comiczeichnern geplant. Beim ersten und einzigen Treffen dazu erhielt ich aber nur Absagen. Das sei Zeitverschwendung. Das Internet sei wohl nur ein vorübergehendes Phänomen und habe sicher keine große Zukunft. Da ich um die Redaktion herum schon eine große Planung gemacht hatte, dachte ich mir eine Gruppe von Zeichnern aus. Einen nannte ich «Lefti», seine Comics zeichnete ich mit der linken Hand. Außerdem imitierte ich viele Stile anderer Zeichner, vorzugsweise solche Stile, die ich nicht mochte. Leider wuchs die Arbeit von Ausgabe zu Ausgabe, aber die erhofften Besucherzahlen stellten sich nicht ein. So hörten wir nach einigen Jahren und etwa 15 Ausgaben auf. Der größte Erfolg war ein Comic über den AOL-Boris-Becker-Werbespot «Bin ich drin?». Der brachte mir einige gute Kontakte und Aufträge ein. Und davon, daß ich potentiellen Auftraggebern verschiedene Zeichenstile anbieten kann, profitiere ich noch heute.

COMIC!: Wie gefragt sind dabei die Zeichenstile, die du selber nicht mochtest? Oder bietest du die doch nicht an?

Henning Schöttke: Da gibt es zum Beispiel einen Stil, der aussieht, als könne man gar nicht zeichnen. Die Arme haben manchmal keine Ellenbogen und sehen aus wie aus Gummi, und/oder bei den Gesichtern sind die Augen von vorn, der Mund ist aber an der Seite des Kopfes. Wenn ich verschiedene Stile vorschlage, ist dieser Stil besonders beliebt, da er schnell geht und dadurch weniger Honorar verlangt. Kürzlich fand ein

Auftraggeber sogar Gefallen an den Bleistiftvorzeichnungen, die an manchen Stellen natürlich besonders krumpelig aussehen.

COMIC!: Die Illustrationen und das Coverdesign zu deinen Büchern sind nicht von dir? Wieso hat es nach zwei Bänden so auffällig gewechselt?

Henning Schöttke: Die Illustrationen der ersten beiden Bücher sind von mir. Das Design hat gewechselt, weil die Buchhändler es wünschten. Solche Bücher werden einfach weniger von den potentiellen Kunden in die Hand genommen. Am besten sind Bücher, auf denen Menschen zu sehen sind. Für Bestsellerautoren gilt das natürlich nicht.

COMIC!: Deine Bücher erscheinen im Verlag Stories & Friends. Der wirbt mit dem Slogan «Der Verlag mit der Whiskyothek». Das klingt so, als hättest du die Leute auch in deiner Kneipe kennengelernt. Teilt ihr in der Hinsicht den gleichen Geschmack?

Henning Schöttke: Ich bin um die Jahrtausendwende in eine Internetschreibgruppe eingetreten. Eine der Teilnehmerinnen hat Jahre später diesen Verlag gegründet. Ich bin in meiner Jugend ein paarmal schwer mit hartem Alkohol abgestürzt und habe seitdem nur noch Bier getrunken. Auch in der eigenen Kneipe hatte ich das Prinzip, während der Arbeit nicht zu trinken. Jetzt im Alter wird es noch weniger, da ich Bier mit dem Magen nicht vertrage.

COMIC!: Mit den ernüchternden Erfahrungen in Bezug auf Bewerbungen: Wie wichtig ist dir Erfolg, wie definierst du ihn, was tust du dafür?

Henning Schöttke: Zur Zeit der Beatles wollte ich berühmt werden. Heute denke ich, daß das glücklicherweise nicht passiert ist. Ich war viel zu wenig gefestigt, hätte Ruhm niemals ausgehalten.

Nach meiner Erfahrung entsteht Erfolg durch eine Mischung aus Qualität und Glück. Es ist wie beim Schießen mit Schrot, je häufiger man schießt, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß irgendwann eine Kugel trifft. Es ist gut, wenn man einigermaßen davon leben kann. Aber wie Stephen King sagt: Man soll das schreiben, was man liebt, und nicht das, von dem man glaubt, daß es erfolgreich ist.

Hinzu kommt, daß ich bei den Sachen, die ich gemacht habe, es nie vorher erwartet habe, wenn sie erfolgreich waren. Das war bei meinem Boris-Becker-Comic so, den ich fast gar nicht gezeichnet hätte. Und zum Beispiel auch bei der Geburtsszene aus meinem Roman «Luxurias Glück», die ich anfangs nicht ins Programm meiner Lesungen aufgenommen hatte.



COMIC!: In einem stillen Moment hast du mir den Begriff «Semiotik» zugeflüstert. Was hat es damit auf sich, welche Bedeutung hat sie für Comics, Literatur und für dich?



Henning Schöttke: Semiotik ist die Lehre von den Zeichen. Dabei geht es nicht wie in der Linguistik nur um sprachliche Zeichen, sondern um alle: Verkehrsschilder, Spuren im Schnee, Kleidung und auch «mein Haus, mein Auto, mein Boot». Sicherlich ist für viele Menschen, ohne daß sie es wissen, die Zeichenhaftigkeit ihres Hauses/Autos/Bootes wichtiger als der reine Nutzwert des Gegenstands.

Die Bedeutung eines Zeichens ist nie absolut. Jedes Zeichen erhält seine Bedeutung nur im Kontext mit anderen Zeichen. So wie eine einzige Note keine Tonart definiert. Ihre Bedeutung erhält jede Note erst durch die anderen Noten.

Der bekannteste Semiotiker der jüngeren Zeit war Umberto Eco. Ich hörte zum ersten Mal von Semiotik 2008 in der Show «Schmidt und Pocher». Die Künstlerin Reyhan Şahin alias Lady Bitch Ray erschien in einer

«Lass mal schnacken»: Delling und Engholm (2019)

Einer von Hennings ersten Cartoons (1978)

Hose mit ausgeschnittenen Pobacken und überreichte ein Glas, das angeblich Vaginalsekret enthielt. (Jetzt, wo ich das noch mal recherchiere, lese ich zum ersten Mal, daß der dadurch ausgelöste Medienskandal als ein Grund für die Absetzung der Show gilt.) Ich mag keine Tabubrüche um ihrer selbst willen. Dann aber hörte ich in der Sendung, die Künstlerin schreibe gerade ihre Doktorarbeit unter dem Titel «Die Semiotik der Kleidung», und ich dachte: Okay, die Frau weiß, was sie tut. Als ich mich daraufhin mit Semiotik beschäftigte, traf es mich wie ein Blitz. Monatelang habe ich meine Familie damit genervt. Bianca, die Künstlerin aus meinem Roman «Superbias Lied», studiert Semiotik.

An einer Stelle des Romans sagt sie: «Als ich zum ersten Mal mit Semiotik in Berührung kam, wurde mir dadurch so viel über die Funktionsweise des Denkens klar, daß ich dachte, die gleiche Offenbarung muß es für die ersten Chemiker gewesen sein, als sie erkannten, wie sich alle Stoffe auf ein relativ einfaches Periodensystem zurückführen lassen.»



Cartoon
derfiktiven
Zeichnerin
Bettina
Trulk aus
IMHO
(1998)

Hätte ich schon als junger Mensch von Semiotik gewußt, wäre meine künstlerische Entwicklung ganz anders verlaufen.

COMIC!: Welchen Einfluß hätte die Kenntnis dieses Aspekts der Kulturwissenschaften auf dein bisheriges Wirken und Werden ausgeübt? Das ist doch zunächst nichts, das man wie eine Gebrauchsanweisung oder einen Leitfaden zum Drehbuchschreiben direkt in die Praxis umsetzen kann.

Henning Schöttke: Der Einfluß auf mein Wirken ist so umfassend, daß es mir schwerfällt, ihn zu beschreiben. Zugleich sind viele semiotische Phänomene scheinbar so trivial, daß man ihre Existenz und Wirkung gar nicht bemerkt. Zum Beispiel in der Wahrnehmung sind das unter anderem die Phänomene Ähnlichkeit und Nähe. Wie erkennen wir Rasen? Das sind so Dinger, alle dünn und etwa gleich lang und irgendwie grün. Gehören wohl alle zusammen. Ein solches Muster erkennen wir in Bruchteilen von Sekunden. Und irgendwann als Kind erlernen wir die Bedeutung des Musters: Das ist Rasen. Als ich kürzlich eine Posaune zeichnete, wurde mir bewußt, wie schwer es für ein Baby sein muß, die räumlichen Grenzen eines solchen Gegenstands zu erkennen. Das eine sind die Kanten und Klappen des Instruments, das andere sind nur Spiegelungen, also «gar nicht richtig da». Da das Gehirn lernt, beim Erkenntnisprozeß alle Spiegelungen «wegzurechnen», fällt es später so schwer, sie zu zeichnen.

Bei jedem Muster wissen wir – oder glauben es zumindest –, daß es eine Bedeutung hat, auch wenn wir nicht immer wissen, welche. Alle Zaubersprüche enthalten ein Muster der Ähnlichkeit: Hokuspokus, Abrakadabra, Simalabim. Dadurch scheinen sie eine Bedeutung (einen Zauber) zu haben, die in Wirklichkeit gar nicht da ist.

Vom Schreibenden versehentlich gemachte Wortwiederholungen in Texten sind darum problematisch. Der Leser, der ein solches scheinbares Muster bemerkt, sucht darin unbewußt die Bedeutung. Da er keine findet, kann dies irritieren und den Lesefluß stören.

Die Kenntnis all solcher Phänomene hilft mir dabei, die Rezeption, die Aufnahme eines Werkes zu verstehen und wenigstens teilweise zu steuern.

COMIC!: Über Comics, Musik und Schriftstellerei haben wir schon gesprochen. Welche anderen Künste betreibst du oder möchtest du betreiben?

Henning Schöttke: Ich habe seit vielen Jahren Ideen aus anderen Kunstrichtungen, zum Beispiel Objekte oder Aktionskunst. Da ich aber nicht über die Möglichkeit verfüge, solche Sachen zu realisieren, lasse ich sie in meinem Kopf. Dabei geht es um Irritationen, um Ordnung und Unordnung oder mathematische Dinge wie mehrdimensionale Räume.

Meine vierte Hauptfigur «Superbia» ist künstlerisch in vielen Bereichen tätig, und in ihrem Roman habe ich diese Dinge wenigstens auf Papier zum Leben erwecken können. Zum Beispiel einen vergoldeten Sextanten, dessen Verkaufspreis sich nach dem Längen- und Breitengrad richtet, an dem er sich zum Zeitpunkt des Verkaufs befindet. Dabei konnte ich die Frage nicht abschließend klären, ob der Preis eine vom Künstler grundsätzlich festgeschriebene Eigenschaft eines Werks sein kann.



COMIC!: Du bist Kulturvermittler des Landes Schleswig-Holstein und Dozent für Kreatives Schreiben. Was sind dafür die Voraussetzungen und was sind deine Ziele?

Henning Schöttke: Unterstützt von der Stiftung Mercator hat Schleswig-Holstein vor einigen Jahren eine Gruppe von Kulturvermittlern ausgebildet. Ursprünglich 60 Lehrer und 60 Künstler aller Fachrichtungen. Meine Aufgabe ist es, Schulen bei der Entwicklung künstlerischer Projekte zu unterstützen. Ich helfe bei der Antragstellung, suche Sponsoren für Geld- oder Sachleistungen und bringe die Lehrer mit den gewünschten Künstlern zusammen. Die Projekte können kurz sein, also nur ein paar Stunden, oder über mehrere Wochen gehen. In einigen Fällen war ich auch als Künstler aktiv. Ich habe zum Beispiel mit Schülern mehrere Theaterstücke entwickelt.



Dozent bin ich einmal monatlich für den Verein «Nordbuch». Ich bin ja in allen Bereichen Autodidakt. Seit ich mich intensiv mit dem Handwerk des Schreibens beschäftige, habe ich zu meinem Erstaunen festgestellt: Schreiben hat mehr Regeln als Musik oder Zeichnen. Ich mache das jetzt sieben Jahre, und es kommt immer wieder etwas Neues.

COMIC!: Ist ein Leben ohne Kunst für dich vorstellbar?



Henning Schöttke: Kunst und Kreativität sind für mich eine Lebenseinstellung. Das hängt sicherlich auch damit zusammen, daß ich als Kind viel Zeit in Krankenhäusern verbrachte und dadurch viel in meiner Fantasie unterwegs war. Irgendwo habe ich mal gelesen: «Ich habe keine Phantasie, sondern die Phantasie hat mich.» Und das gilt unbedingt für mich.

Ich MUSS Kunst machen, weil meine Phantasie ständig arbeitet. Superbia sagt in meinem Roman dazu: «Ich versichere Ihnen, neunzig Prozent davon ist Schrott. Das heißt, ich sortiere ständig. Für die meisten Menschen wäre es bestimmt kein Spaß, in meinem Kopf zu sein.» Aber auch unabhängig von meiner Person gilt meiner Meinung nach: Kunst ist kein Zuckerpudding auf dem Kuchen, sondern zentraler Bestandteil menschlichen Seins.

Oben links:
für die
Website
«Job Future»
(1998)

Der fiktive
Zeichner
W. Egen
(IMHO,
1998)

Der fiktive
Zeichner Enrico
Scottini
(verball-
hornetes
Italienisch
für Henning
Schöttke,
IMHO,
1998)